

DARIO HARJAČEK

Sanjica Lacković

Ins Deutsche übersetzt von Helen Sinković

copyright © Dario Harjaček, 2018.

copyright © für kroatische Ausgabe OceanMore

Verlag

OceanMore d.o.o.

info@oceanmore.hr

www.oceanmore.hr

Redakteure

Gordana Farkaš-Sfeci

Neven Vulić

Zagreb, April 2018

Erste Auflage

ISBN 978-953-332-073-1

DARIO HARJAČEK

Sanjica Lacković

(Roman in vierzehn Geschichten)

ERSTER TEIL

ERSTE GESCHICHTE

In der Petar-Krešimir Vitez (P.) während der geschichtsträchtigen Entstehungszeit des unabhängigen kroatischen Staates (1990 – 1993) über die sexuelle Revolution in der Barock- Blumen- und Musikstadt erzählt.

ZWEITE GESCHICHTE

In der wir durch die Figur von Petar-Krešimir Vitez allmählich Richtung Peripherie der Barock-Blumen- und Musikstadt ziehen, wo uns Sanjica Lacković in ihrem Tagebuch mit der Bedeutung der Schweinezucht in den Haushalten während der dreißigjährigen Bestehens der Wohnsiedlung hinter der Textilfabrik bekannt macht.

DRITTE GESCHICHTE

In der Petar-Krešimir Vitez einige allgemeine, poetische Observationen über die Musik aus dem Jahre 1994 ausführt, als er die erste sexuelle Erfahrung machte und plötzliches Gefühl der gesellschaftlichen Unterlegenheit spürte.

ZWEITER TEIL

VIERTE GESCHICHTE

In der darüber erzählt wird, wie 2016 zwei Kollegen – ein Dramaturg (Petar-Krešimir Vitez) und ein Schauspieler (Goran Podolnjak) – sich in der Abteilung für die Behandlung und Rehabilitierung der Depressionskranken begegneten.

FÜNFTE GESCHICHTE

In der über die Liebe als über das größte Geschenk der Barmherzigkeit Gottes gesprochen wird. Variationen aufs Thema der Herbstsonate. Das Geist Hamlet's Vaters. Aufzeichnungen nach der Hospitalisierung.

SECHSTE GESCHICHTE

In der die Toten aus dem Klavier heraussteigen. Sanjica Lacković erzählt über die Tage, die sie im Hause Podolnjak's Großmutter verbrachte. Ein Traum. Goran Podolnjak wird zwölf.

SIEBTE GESCHICHTE

In der über den tödlichen Einfluss der Treuhandmachenschaften auf die Moralentwicklung der jungen Künstler in der Republik Kroatien erzählt wird. Hier ist eine Szene des Analsexes im Badezimmer. Was alles in P.-s Leben vom 1995 bis 2016 geschah.

ACHTE GESCHICHTE

In der über die Art und Weise erzählt wird, wie die Arbeiterklasse 1969 das Wort Luxus aussprach und wie dasselbe Wort sieben und zwanzig Jahre später wie das Zeitgeschick ausklang.

Im zweiten Kapitel taucht das Motiv der ungeeigneten homosexuellen romantischen Liebesgeschichte zwischen der Lehrerin und ihrer Schülerin auf.

NEUNTE GESCHICHTE

In der Goran Podolnjak erkennt, dass er ein Mega-Pussy ist.

ZEHNTE GESCHICHTE

In der über die Arbeiter, Frauen und Abtreibungen erzählt wird. Sanjica Lacković beschreibt einen Lustgarten aus den frühen Siebzigern. An einer Stelle wird der Text des Liebesschalgers von Peter Maffaya „Du“ zitiert. Existenzielle Überlegenheit unserer Gastarbeiter in den westlichen, kapitalistischen Ländern.

DRITTER TEIL

ELFTE GESCHICHTE

In der von den Betäubungsmitteln, Bleiburg¹ und einer unerwarteten Umarmung zwischen dem Bruder und der Schwester erzählt wird. Es ist das Jahr 1996.

ZWÖLFTE GESCHICHTE

Epilog des Kroatischen Frühlings².

DREIZEHENTE GESCHICHTE

In der Goran Podolnjak die Leser mit dem Augenblick seines endgültigen psychischen Zusammenbruchs bekannt macht. Vaters Tod. Die Renaissance des Nationalismus auf der höchsten Ebene der staatlichen Kulturpolitik.

VIERZEHENTE GESCHICHTE

In der über den Augenblick erörtert wird, in dem Vergangenheit und Gegenwart ein Ort werden. Das Krankenhaus.

¹ Die Massaker von Bleiburg, im Ort im österreichischen Kärnten, waren eine Serie von Kriegsverbrechen, die 1945 von der jugoslawischen Volksbefreiungsarmee an Angehörigen der kroatischen Truppen des faschistischen Unabhängigen Staates Kroatien (NDH) und Zivilisten begangen wurden.

² Kroatischer Frühling war eine politische Reformbewegung in den späten 60ern, die für Kroatien mehr Recht und Autonomie in Jugoslawien forderte.

They fuck you up, your mum and dad.

They may not mean to, but they do.

They fill you with the faults they had

And add some extra, just for you.

But they were fucked up in their turn

By fools in old-style hats and coats,

Who half the time were sappy-stern

And half at one another's throats.

Man hands on misery to man.

It deepens like a coastal shelf.

Get out as early as you can,

And don't have any kids yourself.

Philip Larkin, "This Be the Verse"

ERSTER TEIL

Erste Geschichte

In der Petar-Krešimir Vitez (P.) während der geschichtsträchtigen Entstehungszeit des unabhängigen kroatischen Staates (1990 – 1993) über die sexuelle Revolution in der Barock- Blumen- und Musikstadt erzählt.

1990.

Sie stellen sich in den Kreis. Sie umzingeln uns wie zwei Kampfunde. Ein Hund fletscht die Zähne. Der andere bin ich.

- Schlag den Popen! Mach schon!
- Pope, willst du ihm die Beichte abnehmen? (Lachen)
- Bespritze ihn! Mit dem Sperma! (Lachen)

Ich wurde auch Pfarrer genannt.

- P. wird zum Pfarrer! Er hat es selber gesagt! Gelobt sei Jesus Christus!
Gelobt

sei Jesus Christus!

Im Schwindel, schlage ich mit der Faust auf den Kopf des Jungen, der auf mich losgeht. Nach einigen Augenblicken rollt ein Blutropfen sein Kinn hinunter. Er überlegt es sich anders. Er will in die Flucht schlagen, bricht sogar in die Tränen aus. Von Wut ergriffen, mache ich mich jetzt über ihn her. Der Pfarrer ist übergeschnappt! Ich schlage ihn nieder und trete ihn in den Bauch. Ich schmettere mit seinem Kopf gegen das Pflaster. Wieder und wieder. Der Junge weint. Schreit. Die anderen lachen. Die Erwachsenen laufen auf uns zu, schreien, ziehen mich von ihm hinunter.

- Er hat's angefangen! Er hat's angefangen! – wiederhole ich ununterbrochen.

Ich bin von Panik überfallen worden.

Bin im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Auf den Fahrrädern nähern sich uns einige ältere Jungs und fragen, was los ist. Die ganzen Tage sausen sie auf ihren Fahrrädern durch die Straßen und reißen die Plakate des Kommunistenverbandes, der Partei der demokratischen Änderungen, von den Anzeigesäulen, Panos und Wänden hinunter.

Quer über das Plakat steht das Wort EHRLICH. Auch ich reiße die Plakate hinunter. Der Junge mit dem Namen Šmic soll an einem Tag mindestens dreißig abgerissen haben. Plakate gibt es in Hülle und Fülle. Wir kommen nicht nach, all die Plakate abzureißen, die aufgeklebt werden.

* * *

Auch der echte Pfarrer schlägt oft. Er verteilt Ohrfeigen, zieht uns die Ohren lang. Während wir eines Tages auf den Anfang der Schulstunde warten, zieht Šmic die Vorhänge auf der Bühne am Ende des Saals für den Religionsunterricht auseinander und führt irgendein dummes Schauspiel auf. Er will uns zum Lachen bringen. Er sieht nicht, wenn der Pfarrer den Saal betritt. Der Pfarrer hört zu:

Das Mädal pflückt die Erdbeeren,
plötzlich wird sie gestochen.
Sei dachte es sei ein Stab.

Šmic hebt den Regenschirm als ein riesiges Glied hoch. Als er den Pfarrer erblickt, wird er sofort still. Ihm ist ungeheuer, sein Gesicht errötet. Der Reverend kommt auf ihn zu. Haut auf ihn ein. Nicht so wütend wie ich. Seine Faust schlägt demütiger, bedeutender, lehrreicher. Die ganze Stunde diktiert er den Katechismus der katholischen Kirche. Er liest uns immer sehr schnell vor. Diesmal wahrscheinlich absichtlich, um sich an uns zu rächen. Der Pfarrer wird durch unsere sorglose Anfälligkeit für die Sünde irritiert. Ich teile seine Meinung, dass alle anderen Mitschüler böse sind und seine Macht tut mir wohl. Ich bin auf seiner Seite. Am Ende der Stunde tut meine Hand weh. Ich lese das Geschriebene und kann es nicht entziffern. Zu Hause habe ich glücklicherweise noch einen gedruckten *Katechismus*. Ich mache die Notizen, weil ich mich nicht wichtigmachen will, dass ich zu Hause dieses Buch habe. „Pfarrer kann das alles auswendig“, sagen die Mitschüler, wenn sie sehen, dass ich keine Notizen mache, während sie sich mit dem Notizenschreiben quälen. In einigen Monaten erhalten wir das Sakrament der Firmung. Unter der Messe sitzen die Firmlinge in den ersten Reihen, damit der

Pfarrer sie abzählen kann. Sonst könnten sie lügen, dass sie in der Messe waren. Und sie waren es nicht. Die Mädchen auf der linken und die Jungen auf der rechten Seite. Wenn ich bete, sehe ich entzückt in den Dachboden hinauf. In den Himmel.

In der Schule schickt mich die Klassenlehrerin zum Genossen Schulpädagogen.

– Warum schlägst du dich? Das ziemt sich nicht!

Ich weine und rechtfertige mich.

– Ich schlage mich nie! Nie! Die anderen schlagen sich! Die sind mir ständig hinterher und wollen auf mich einhauen!

Der arme Schwein, den ich zusammenschlug, ist mindestens einen Kopf kleiner als ich. Er geht in die fünfte Klasse. Und ich in die siebte. Er ist zierlich, dürr und kämpferisch. Ein kleines Kampfhuhn. Heute besitzt er die Werkstatt für Auspuffreparaturen, die er von seinem Vater geerbt hatte. Ich bin ihm einmal begegnet. Habe ihn an das Geschehnis aus der Kindheit erinnert. Sagte ihm, dass ich oft darüber nachdachte und dass ich ihn, hätten sie mich nicht von ihm weggezerrt, vielleicht totgeschlagen hätte. Oder mindestens nicht aufgehört hätte, auf ihn zu hauen, bis ich mir dessen bewusste wurde, dass er tot sei. Ich wüsste nicht, was ich hätte. Ich wäre total außer mir gewesen. Ich fügte hinzu, dass ich in diesem Moment dachte, ich hätte das volle Recht gehabt, ihn totzuschlagen. Er hätte verdient zu sterben. Er lacht stumpf. Erinnert sich dessen vielleicht nicht mehr. Denn es war vor dem Krieg. Nachdem ich ihn verhauen hatte, dauerte die Zufriedenheit sehr kurz. Es trat große Leere auf.

Als ich aus der Schule heimkehre, schlägt mich der Vater mit dem Pantoffel auf den Hintern. Die Mutter des Jungen wäre bei uns gewesen. Sie sagte, sein ganzer Körper sei von blauen Flecken bedeckt und der Kopf sei voller Kratzer. Um den Eindruck zu verstärken, erwähnte sie die Herzarrhythmie, an der das Kind leidet.

– Sie sind mir nachgerannt! Wollten mich nicht in Ruhe lassen, solange ich nicht zurückgeschlagen habe! Sie haben mich ergriffen, als ich weglaufen wollte! Er hat mich angegriffen!

Der Vater sagt: „Wenn er dich traktiert hatte, hättest du es mir sagen sollen? Oder Višeslav?“ Das ist mein Bruder. Der älteste. Ich hatte Angst, antwortete ich. Und dachte dabei: *Ich schämte mich*. Ich schämte mich wegen meiner Familie. Ich schämte mich wegen der Kleidung, die sie tragen. Ich hatte das Gefühl, dass wir deswegen ausgelacht werden.

Držislav, der andere Bruder, beklebte mit den Aufklebern die roten Sterne auf der Kennzeichentafel unseres Kombiwagens, der seit zwei Jahren völlig verlassen auf dem Hof steht.

Die ganze Stadt erwartet ungeduldig die große nationale Wiedergeburt. Es ist in der Luft. Es wird keinen Kommunismus mehr geben! Jetzt sind wir Kroaten! Wie wir es immer waren! Mein Vater soll ein „großer Kroat“ sein.

* * *

Bei der nächsten heiligen Beichte verschwieg ich die Schlägerei. Ich hatte Angst, es einzugestehen. Außerdem bin ich von meiner Unschuld überzeugt. Ich wurde dazu gezwungen. Zur Sünde. Gleichzeitig fühle ich mich aber so, als hätte ich Jesus verraten. Die Gewissenbisse lässt tagelang nicht nach. So ist da Leben eines Sünders.

* * *

Die Tapferen und weniger Tapferen begripschen die Busen und Hintern der Mitschülerinnen, in der Pause und vor dem Unterricht schieben sie die Hände unter ihre Röcke und fassen sie fest zwischen den Beinen an, während sie wie der Karpfen zappeln, der gerade aus dem Baggersee herausgezogen wurde. Das wird „petting“ genannt. Indem ich ablehne, „petting“ zu machen, erweise ich den Respekt gegenüber den Mädchen. Ich sehe darin meine Chance. Alle Mädchen nennen mich Streber.

Wir fahren oft auf dem Fahrrad zum Fluss.

– Ist es wahr, dass ihr zu Hause vor dem Essen betet? – fragen die Mädchen.

– Nur die älteste Schwester. Die anderen bekreuzigen sich nur.

Sie sehen mich an, als wäre ich Mitglied eines verbotenen Geheimkultes. Bei ihnen zu Hause betet niemand vor dem Essen. Nur ein Mädchen erwähnt, dass ihr Vater die rechte Hand über das Herz legt, wenn die Hymne spielt. Ich bin in das

Mädchen verliebt. Nachts denke ich ständig darüber nach, wie ich am Flussufer ihre Brüste küsse. Nach dem Schwimmen ziehe ich ihren feuchten, einteiligen Badeanzug ab. Das Gefühl eines Wiedergeborenen. Ich reibe mein steifes Glied gegen die Matratze. Ich wünsche mir, dieses Bild fürs immer vor den Augen zu behalten. Einmal, als ich durch das Zimmer meiner Schwester ging, sah ich ihre nackten Brüste. Klein, konisch und formvollendet am schlanken Körper. Sie schrie und zog mit einer Hand das zerdrückte T-Shirt vor ihren Körper. Seitdem kann ich meine Ruhe nicht mehr finden. Der Gedanke, dass ich die Brüste berühren und kneten könnte, der Gedanke, dass ich sie noch einmal sehen könnte, ließ mich nicht schlafen. Ich wurde vom mächtigen Wunsch überfallen, durch das Schlüsselloch zu schielen, wenn die Schwester im Badezimmer ist.

1991.

Der Vater erinnert uns daran, dass Laci uns alle ins Bischofsordinariat zu seiner ersten Vorlesung im Rahmen des Programmes der Erhaltung der vorehelichen Enthaltbarkeit einlud. Es sei nur eine dieser Laczis Vorlesung, zu der er uns höflich bittet. Ich frage, worum es sich in der Vorlesung handele.

„Es ist eine Art Jugendtreffen“, antwortet er.

Laci ist Hochschulabsolvent der Geige. Seine Rechte ist ausschließlich der Geige gewidmet, so unser interner Spaß. Laczis Vater ist einer der Gründer der konservativen politischen Idee in unserer Stadt, die die Barock- Blume- und Musikstadt genannt wird. Laczis Vater hat sechs Kinder. Er ist angesehener Chirurg, Politiker, Wohltäter, Dirigent des Domchores. Sein ältester Sohn setzt fort, die Grundlagen des traditionellen Lebens zu befestigen. Wie auch in unserer Familie sind sowohl ihre Kinder weitgehend Musiker.

Wir feiern den Gott und achten auf unseren Körper! Laci steht vor uns mit der Kreide in der Hand und stellt das Programm dar, das in Amerika seit vielen Jahren ausgezeichnete Ergebnisse hat. In Österreich hat er ein umfangreiches Seminar auf Deutsch absolviert. Das Programm heißt *Teen star*. Zurzeit fasst das Programm den Fuß auch in Italien. Laci erzählt über die Achtung, den Glauben, die Ausdauer. Er verhält sich leger. Durch seinen Auftritt und sein Vokabular gehört er unter die Jugendlichen. Es wird über die verführerische Welt, die Medien, Druck der

Umgebung, die Pornographie geredet. Dem Mädchen sei ihre Unschuld heilig. Das größte Glück sei die Ehe.

Mein Vater sitzt in der letzten Reihe. Meine zwei Schwestern und ich sind zusammen mit unserer Religionsunterrichtsgruppe „Der flammende Busch“. Bei jedem Gedanken, der Laci ausspricht, gleitet mein Blick zu meinem Vater hinüber. Sein Gesicht sagt nichts. Laci kündigt die Organisation der Werkstätten an. Ich nehme an, er will uns die sexuelle Abstinenz beibringen und fordert uns auf, auch unsere Freunde mitzunehmen. Ich betrachte diese selbstbewusste Erscheinung. An den Rändern seines Mundes weißelt der getrocknete Speichel. Ich finde es lustig, wie er den oberen Hemdknopf absichtlich aufgemacht hatte.

Am Ende der Vorlesung frage ich den Vater, wie ihm die Vorlesung gefallen habe. „Siehst du, dass es auch in Amerika und Italien...“, antwortet er.

Wer bin ich unter ihnen? Ich, der Verdorbene. Ich, der Sünder. Ich. Ich. Ich. Auch der flammende Busch ist für mich ein flammendes weibliches Geschlechtsorgan. Ich befriedige mich im Bett. Die Bettlaken sind voller vertrockneten Flecken. Die Mutter flüstert stumpf, sie komme mit dem Waschen nicht nach!

Die Ambition, ein Priester zu werden, habe ich aufgegeben. Ich habe sogar die Idee aufgegeben, an die Gottesexistenz zu glauben. Lange, ich habe lange, gottlos gelebt. Weil sie mich überzeugt haben, wenn es Gott gibt, dann kann er nur ihr Gott sein – der Gott derjenigen, deren Gehirn abgewaschen ist, der Gott derjenigen, die verurteilen, der Gott der hölzernen Heiligen, der Gott, dessen Wort durch Lacis Mund mit getrockneten Speichel am Rand kommt. So einer ist ein armer Gott.

Nichtzugehörigkeit kommt mir wie Erleichterung vor. Bequemlichkeit. Entdeckung.

1992.

Das Bücheregal in unserer Wohnung, in einem großen Eckhaus im Barockstil (das uns am Ende des Zweiten Weltkrieges enteignet wurde, und dessen Rückerstattung wir vergeblich mit dem Antritt der neuen Regierung erwarteten) nannte der Vater die Bibliothek. Gleich neben diesem Bücherregal, der Bibliothek, stand mein Bett. In jedem Buch hat der Vater auf seine Geburtsjahrseite den Stempel angebracht, an dem es stand: Bibliothek Trpimir Vitez. Ich wurde zu einem leidenschaftlichen Leser. Die geheimnisvolle Lust des Lesens. Ich lese alles was ich in die Finger bekomme. Ich lese und lese. Und wichse. Ich lese und wichse.

Das Zimmer teilte ich mit dem Bruder Tomislav. Damals war er aber im Krieg. Er war kaum achtzehn, als er in den Krieg zog.

Der Vater beginnt, manche Bücher aus unserer Bibliothek auszusortieren und sie in dem Ofen zu verbrennen. Die Bücher gehen in die Flamme, zusammen mit ihrem Inhalt, während ich aus dem Stapel die ausgewählten Dramen von Beckett und Brecht rette. Auf dem Umschlag stand mit großen Buchstaben geschrieben: Bertold Brecht. Semjuel Beket.

– Bücherverbrennung. Gratuliere, Papa!

– Wozu brauchen wir diese Bücher? Wer will das lesen?

– Ich! Ich werde das lesen, du, Führer!

Ich schnappe eine Menge Bücher, verlasse wütend das Zimmer und schmeiße die Bücher auf mein Bett.

– Und was machst du jetzt? Schickst du mich ins KZ?

Ich sollte mich schämen, sagte er und ich fragte ihn, wieso hätten ihn diese Bücher bis jetzt nicht gestört.

– Schäme dich, wenn du nicht weißt, wer deinen Opa wie einen Hund erschlug!

– Vielleicht hat dieser Großvater das verdient, wenn er Idiot war, der an die Bücherverbrennung glaubte.

Darauf kommt der Vater in mein Zimmer und schlägt mich lange und wütend mit offener Hand auf den Kopf. Ein ganzes Jahr habe ich mit ihm kein Wort gewechselt. Er hat es überhaupt nicht beachtet. Ich litt, weil nicht einmal in unserer Meinungsverschiedenheit er nicht imstande war, die Zeit für mich zu verbrauchen, meine Meinung anzuerkennen, mein Leben zu verstehen. Ich wünschte mir, er würde mich hassen. Seiner Meinung nach war diese ganze Geschichte völlig unwichtig.

Zu dieser Zeit begann er, aktiv die Massengräber zu besuchen. Er war Sekretär der Gesellschaft für die Kennzeichnung der Massengräber der Opfer des kommunistischen Regimes. Er organisierte Gruppenfahrten zu den Hinrichtungsorten und sammelte freiwillige Beiträge für die Errichtung der Gedenkstätten.

„Wie ist es möglich, dass ein erwachsener Mann nicht genügend Würde hat, um mit dem eigenen Sohn zu reden, nachdem er ihn verdroschen hat?“ unterhalte ich mich mit der Mutter, während sie den Apfel schält und auf den Anfang ihrer TV Seifenoper wartet.

– Ah, du und deine Bücher! Hast du nicht genügend andere Bücher dort in der Bibliothek?

Mutti schaut niemandem in die Augen, wenn sie mit ihm redet.

Der Vater hat aus Caritas Mehl, Öl, Reis und Hygieneartikel gebracht. Es war das Jahr, als wir das den Sozialausweis bekamen. Meine jüngere Schwester hat hysterisch zu weinen angefangen, als sie auf dem Tisch den Beweis unserer Armut erblickte. Niemand konnte sie zwei Tage lang zur Vernunft bringen.

1993.

Professorin Sanjica Lacković sagte immer, dass sie an die Geister glaubt. Genauer, sie behauptete, die Toten seien unter uns. Sie ist vor kurzem in unsere Stadt zurückgekehrt. Sie unterrichtet Kroatisch. Gerüchte gingen um, dass sie lesbisch ist, was nach drei Jahren in einem Skandal wegen ihrer Liebesaffäre mit einer Schülerin gipfelte. Danach wurde sie von der Schule weggejagt. Sie sammelte uns freitags abends im sogenannten Leserclub im Keller unseres Gymnasiums.

„Dank Büchern versteht ihr, dass die Sprache euch befreien kann und alle Begrenzungen, die ihr um euch seht, nicht vorhanden sind. Das ist der Weg, zum Geistesmenschen zu werden. Und die Geistesmenschen sind die glücklichen Menschen.“ So sprach sie. Während die schönen Reihen der vollgeformten Sätze mit dem Atem aus ihrem Mund herauskamen, schien die Zigarette, die sie zwischen den Fingern hielt, Taktstock in den Händen eines gekonnten Dirigenten zu sein. Ich bin siebzehn. Sanjica Lacković änderte mein Leben. In ihrer Anwesenheit fühle ich mich erhaben, wichtig, aufgeregt. Gerade zu dieser Zeit fing ich an zu schreiben. Ich schrieb ein Liebesgedicht für das Mädchen, das offenbar das Interesse für mich

zeigte. Ich wollte, dass zuerst Sanjica das Gedicht liest. Sie hätte schon vorher gewusst, dass ich ausgezeichnet schreiben würde, sagte sie. Und hat mich gelobt. Sie lobte meine „Reife“. Danach schenkte ich das Gedicht meiner zukünftigen Freundin, meiner jetzigen Frau, meiner eins und einziger...

Sanjica Lacković erwähnte oft Geister. Wochenlang haben wir Hamlet durchgegangen. Den Geist Hamlet's Vaters. Das war ihr Lieblingsthema.

– Glaubst du an die Möglichkeit, dass die Toten mit uns reden?

– Quatsch! – regte ich mich sofort auf. Es ekelte mich vor allem Jenseitigen, weil es mich an die Kirsche erinnerte.

– Und was will der Geist Hamlet's Vaters?

– Er will die Rache.

– Was für ein Geist ist das? Ist er Engel oder Dämon? Kann der Engel aus Rache den Mord bestellen?

– Die Frage ist, ob eine göttliche oder menschliche Gerechtigkeit gefordert wird. Unter der göttlichen Gerechtigkeit wird die Vergebung, Freigabe, Liebe verstanden... – spricht aus mir der Mächtgern-Theologiestudent. – Wer von dir verlangt, dass du tötest, kann nicht auf der Seite der Wahrheit sein. Mein Vater ist, zum Beispiel, in derselben Situation. Sein Vater ist nach dem Krieg verschwunden. Er war auf der Flucht nach Österreich, wo er ums Leben kam. Höchstwahrscheinlich auf dem Bleiburger Feld. Mein Vater hat in der letzten Zeit sein Leben dazu gewidmet, den brutalen Mord an seinem Vaters bloßzustellen. Und macht das tagaus tagein, so dass es sein Lebensstil geworden ist. Sein Hobby. Er ist eine Maschine zur Hassverbreitung geworden. Er sucht nach einer großen, schicksalhaften Gerechtigkeit. Er fordert die Rache. Auf der anderen Seite ist mein Vater Katholik, der Gläubige. Für ihn aber gibt es keinen echten Trost im Glauben. Ganz im Gegenteil, die Kirche regt ihn an, die Verfolger zu verfolgen, seine Intoleranz zu verbreiten. Deswegen glaube ich, dass die Kirche tief heuchlerisch ist. Dass mein Vater Heuchler ist. Er sieht aber keinen Widerspruch in dem, was er macht. Deswegen streiten wir oft.

– Bedeutet das, dass wir die Usurpatoren ruhig regieren lassen müssen? Bedeutet das, dass sie ungestraft bleiben können?

– Nein, ich denke nur, dass es den Geist Hamlet's Vater, das die These über den Mord aufstellt, überhaupt nicht gibt. Vielleicht ist er nur ein vergegenwärtigtes Vorurteil, das die Welt zwanghaft in etwas Altem und Versteinerten festhalten will. Ich

weiß wohl, was ein irreführender Einfluss des Geistes Vaters bedeutet. Daher glaube ich, die Schlussfolgerungen über die Gerechtigkeit und Beurteilung können erst dann gefällt werden, wenn wir sicher sind, nicht von dem Geiste des rachesüchtigen Vaters geleitet zu werden.

– Ich wünsche dir viel Glück im Leben, damit du diese Entschlossenheit finden kannst – lachte Sanjica Lacković. – Dieser Geist taucht gerade dort auf, wo wir ihn am wenigsten erwarten – fügte sie hinzu.

* * *

Der Vater ist der einzige Mann in seinem Büro. Das ist eigentlich eine Hütte inmitten eines riesigen Hofes, auf dem die schmutzigen Lastwagen parken. Ausfüllen von Frachtbriefen, Schuldscheinen, Aufträgen, das ist die Arbeit meines Vaters. In seinem Auftritt ist er ein bisschen gestelzt, aber angenehm. Die Kolleginnen respektieren ihn, er gibt ihnen das Gefühl, dass sie in ihrem Leben eine beneidenswerte Arbeitsstelle gefunden haben. Die Kolleginnen erstarren, wenn er das Büro betritt. Sie beginnen, ihre Sprache in eine milde Version der Standardsprache zu korrigieren.

– Er muss irgendein Adelige sein. Er soll sogar das Bild seines Urgroßvaters an der Wand haben. Den ganzen Familienbaum. Er erforscht das.

Diese Frauen glauben, dass der Vater, weil er im Palast wohnt, zu den angesehenen Mitbürgern gehört und dadurch alle angesehenen Leute kennt. Wenn die Kolleginnen zum Arzt gehen, dann erwähnen sie vor dem Vater den Namen des Arztes, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, dass der Vater ihn gut kennt – nicht nur den Arzt, sondern seinen ganzen Familienbaum. Wenn per Post ein unverständliches Diensts Schreiben eingeht, bringen sie es meinem Vater, damit er es ihnen erklärt. Wenn etwas in fremder Sprache geschrieben ist, bringen sie das dem Vater, damit er es übersetzt, weil der Vater selbstverständlicherweise alle Fremdsprachen spricht. Nur auf die Sänger... auf die Sänger versteht er sich nicht. Er hört diese, wie sollte man das nennen... wie sagt man das... klassische Musik.

Ansonsten ist der Vater ein gescheiterter Student. In der Jugend hat er leichtfertig gelebt. Er war schon dreißig, als er die Mutter kennenlernte. Sie war eine schüchterne Neunzehnjährige aus einer kleinbürgerlichen Familie, Tochter eines

Metzgereibesitzers. Sie wird durch Vaters Anständigkeit fasziniert. Zwei Monate nachdem sie sich kennengelernt hatten, heirateten sie.

Der Vater trägt tagsüber zwei Krawatten: eine fürs Büro, bzw. für die Hütte, in der er die Frachtbriefe, Schuldscheine und Aufträge ausfüllt. Sein Transportmittel ist das Fahrrad. Er trägt auch eine Ledertasche. In ihr kann man immer ein Sammlungsband mit Beiträgen über die Verfolgung des kroatischen Volkes vorfinden: *Kroatische Zeitung, Bleiburger Almanach...* Zeitvertrieb für Stunden und Stunden Nichtstuns am Arbeitsplatz. Es beeindruckt seine Kolleginnen. Er liebt Geschichte. Wenn der Vater in Ruhestand geht, sammeln die Kolleginnen das Geld und kaufen ihm eine schön eingerahmte Graphik mit dem amorph dargestellten Christuskörper, der wie ein Tuchstück auf dem kroatischen Wappen vernagelt ist. Im Hintergrund zeichnet sich das Relief Kroatiens mit „AVNOJ-Grenzen³“ ab. Der Vater hat das Bild in das Speisezimmer gehängt, gleich neben das Porträt des Banus Jelačić, abgebildet auf einer Pralinenschachtel.

Wenn der Vater nach Hause kommt, zieht er eine andere Krawatte an, Hauskrawatte – gehäkelt, braun, dünn, sportlich. Jeden Abend zieht sich die Mutter ins Bett genau um acht Uhr zurück, nach der Wettervorhersage. Über das Nachthemd stülpt sie weiße, auch gehäkelte Weste über, besonders zum Lesen im Bett gemacht. Sie liebt Leibesromane. Wenn sie sich im altmodischen, schwarzen Bett einrichtet, unter dem sie und Vater noch immer die Nachttöpfe bereithalten, nimmt sie das Buch in die Hände und geht in die Welten der lebendigen Lust und Romantik los. Der auferstandene, vom roten Mantel umhüllte Christus über ihr sieht mild auf sie hinunter und zeigt mit einer Hand auf das eigene Herz, das von der Dornenkrone umrahmt, im ewigen Feuer flammt. Hoch, fast ein Meter über der Tür, hängt das Kruzifix. Er stellt den Jesus im Moment des größten Leidens dar. Seine Wunden bluten stark. Meine Mutter bemerkt das Kruzifix kaum, ich aber schon. Wenn ich meine Mutter sehe, wie sie sich im Bett das dünne Gesicht und die arthritischen Hände eincremt, habe ich das Gefühl, dass sie sich selbst balsamiert. Wir sieben wurden in diesem Zimmer gezeugt.

³ AVNOJ =Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens war oberstes Legislativorgan zur Befreiung der Völker Jugoslawiens, das 1945 die Grenzen der ehemaligen jugoslawischen Teilrepubliken festlegte. Diese Grenzen wurden 1990, als der Krieg in Kroatien ausbrach, als internationale Grenzen anerkannt.

Die ältere Schwester kritisiert sie jeden Tag wegen den Nachttöpfen unter ihrem Bett vor. Aber wer wird nachts durch den langen, kalten Flur zur Toilette latschen!

Am Bettfuß ist das Bett meines jüngsten Bruders. Neben dem Bett ist der Notenständer. Hier übt er seine Posaune. Der Vater sagt, wenn ihr ein Instrument spielt, steht ihr in Lohn und Brot. Mir ist die Klarinette zuteilgeworden. Wenn ich übe, stelle ich mir vor, die Klarinette sei das Brot.

Im Erdgeschoß unseres Gebäudes, unter unserer Wohnung, ist die Bäckerei. Morgens kauft der Vater vier Brotleibe darin. *Jesus ist das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, wird nicht hungern.* Zum Leben braucht der Mensch den Jesus und die Musik.

Die zweite Geschichte

(In der wir durch die Figur von Petar-Krešimir Vitez allmählich Richtung Peripherie der Barock-Blumen- und Musikstadt ziehen, wo uns Sanjica Lacković in ihrem Tagebuch mit der Bedeutung der Schweinezucht in den Haushalten während der dreißigjährigen Bestehens der Wohnsiedlung hinter der Textilfabrik bekannt macht.)

(Aus dem Tagebuch von Petar-Krešimir Vitez)

21. 3. 1994

Gemäß der Mode der Zeit atmete unsere Stadt die frische Luft Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein. Nachdem die Stadtkernmauern abgerissen wurden, gab es Platz zum Wachsen der Stadt. Doch alles was innerhalb der Stadtmauern

lebte, krampfte sich ungeschützt an seinem Platz zusammen und konnte sich mit der Tatsache nicht abfinden, dass es sich mit der Außenwelt „mischen“ muss. Schon damals entstand die Idee der Erhabenheit des Lebens innerhalb des grundlegenden Stadtkerns. Ich glaube, dass in diesem Moment für Menschen wie wir die Zeit stehenblieb. So leben wir noch heute ungefähr im Jahre 1850. Es ist das Jahr, in dem mein Urgroßvater Gjuro nach dem großen Erfolg auf dem Wiener Kaisermesse, an dem sogar der Kaiser Franz Joseph die Qualität seiner Lederprodukte lobte, vom Zagreber Kaptol⁴ das Palais auf dem Freiheitsplatz kaufte. Die Nachricht darüber ist in der Zeitschrift *Vienac* verewigt. Der Zeitungsartikel hängt eingerahmt über der Eingangstür in unserer Wohnung, gleich neben dem Foto der Urgroßeltern. Der Urgroßvater steht im schwarzen Anzug gekleidet und mit nach hinten gekämmten Haaren, während die beliebte Urgroßmutter im Pelzmantel neben ihm sitzt. In der rechten unteren Ecke steht der Sigel eines Wiener Fotoateliers.

Retrofetischismus, so nannte Sanjica Lacković auf einem unserer Leserclubtreffen den heutigen Bewusstseinsstand. Im Gespräch über Manns *Doktor Faustus* sprachen wir über die Keime des Faschismus in der Gebärmutter des kleinbürgerlichen Alltags. Ich erwähnte, wie mein Vater vor zwei Jahren die Bücher verbrannte. Alle waren tief entsetzt und ich war stolz, dass ich den starken Eindruck erweckte.

Wegen der Leseclubbesuche besuche ich nicht mehr „Den flammenden Busch“. Der Vater erwähnt die Schwester Cecilia, die wegen meinem Ausbleiben besorgt sei. Dieser Leserclub gehöre dem Schulprogramm und bringt mir zusätzliche Punkte für die Immatrikulation an der Uni, lüge ich. Die Lüge hilft aber. „Der flammende Busch“ wird nicht mehr erwähnt. Der Vater weiß nicht, dass ich nicht mehr zur Sonntagsmesse gehe. Ich habe keine Kraft, damit vor ihm zu prahlen. Das würde die ganze Familie tiefst enttäuschen und mich in Ungnade bringen. Noch immer denke ich viel über die Sünde nach. Der katholische Glaube trennt mich von mir selbst ab, unter anderem, auch wegen der ständigen Schuldgefühle. „Gottes Auge wacht immer über dir, verstecken kannst du dich vor ihm nie“, dieses Gedicht hat mir die Mutter beigebracht, als ich als kleines Kind fragte, warum über unserer Haustür ein großes Auge im Dreieck eingehauen ist. „Das ist Gottes Auge und dieses

⁴ Das Kaptol (Capitulum, lat.) ist seit Mittelalter Zagreber Versammlung der Kanoniker, ein wichtiges Verwaltungsorgan des Zagrebers Erzbischofstums, aber auch der Name des historischen Kerns der kroatischen Hauptstadt Zagreb.

Dreieck ist das Schlüsselloch, durch das der Gott vom Himmel auf uns schaut.“ Die Überzeugung, dass mein Haus ein Überwachungspunkt der Gottesanwesenheit sei, hat mir noch als Kind Angst gemacht. Noch immer blicke ich durchs Fenster und habe den Eindruck, dass ich die Welt aus der Gottesperspektive sehe.

Die erste Reihe zum Gott. Die Kirche ist unserem Haus gegenüber. Vor der Kirche steht ein breiter Fahrradständer.

Dort stellt Sanjica Lacković ihr Fahrrad ab, wenn sie zum Unterricht geht. Sie lebt hinter der Textilfabrik. Alles, was mit Sanjica Lacković zu tun hat, erweckt in mir Neugier. Sanjica Lacković fährt ein altes, grünes Pony-Fahrrad. Es ist sogenanntes Minimodell von Pony. Das Fahrrad quietscht, sein Sitz ist schäbig, die Farbe ausgewaschen. Ist das der Grund, dass sie ihr Fahrrad fast einen Kilometer von der Schule entfernt abstellt? Vielleicht ist sie zu eitel, um vor den Schülern auf so einer Klapperkiste aufzutauchen? Oder wird sie vielleicht von der unsichtbaren vor hundert fünfzig Jahren abgerissenen Hülle, die gerade dort verlief, wo der Fahrradständer steht, gezwungen, ihr Kommen aus ihrer von den Feldern und Wiesen umgebenen Peripherie und das Betreten der Stadt zu markieren. Tatsächlich, wenn ich sie sehe, wie sie ihr klappriges Fahrrad ankettet, habe ich das Gefühl, diese Kette teile ihre Person in zwei: jene, die dem Rand und jene, die dem Kern gehört. Die Person, die dem Rande gehört, scheint eine geheimnisvolle Unantastbarkeit zu haben. Ein bisschen scheue ich davor zurück, diesen Teil ihres Lebens kennenzulernen, weil ich den Eindruck habe, dass dadurch das Bild der Vollkommenheit beeinträchtigt wird, die in mir diese für mein Leben so dringend notwendige und geheimnisvolle Gestalt erweckt. Ich könnte mich nie auf ihr Fahrrad setzen. Nicht einmal dann, wenn sie es gegenüber meinem Haus nicht ankettet würde. Ich mag durchs Fenster blicken und prüfen, ob das Fahrrad da ist. Solange das Fahrrad da ist, fühle ich, dass die Stadt nicht der Willkürlichkeit der Bücherverbrenner überlassen ist.

Ein Mitschüler lebt im Haus neben Sanjicas Haus. Hinter der Textilfabrik. Was für Sonderlinge sind das, redet er wie ein Privilegierter, der über Insider-Informationen verfügt. Sie seien sehr zurückgezogene Leute. Aus ihrem Haus höre man oft fürchterliche Streite. Kurz nachdem wir dort das Haus gebaut hätten, habe sich im Haus nebenan jemand umgebracht. Da ist noch eine Grausamkeit, die mit dieser Familie verbunden ist. Eine Zeit lang lebten im Haus auch Sanjicas Cousine und Tante. Die Tante hat einen Fahrer geheiratet, mit dem, also, dem Stiefvater, die Cousine später geflüchtet ist. Ein paar Jahre danach, als die Cousine den Stiefvater

verlassen wollte, brachte er sie und sich selbst in einem Wald um. Sanjicas Alter säuft und lebt hauptsächlich auf dem Dorfe. Im alten Häuschen, in dem er geboren ist. Sanjica wohnt mit ihrer Mutter und der Familie ihres Bruders. Der Bruder hat schwache Nerven, seitdem er aus dem Krieg zurück ist. Er flüchtet oft vom Hause und bleibt einige Tage weg. Oft schläft er im Zelt am Flussufer. Er fischt. Das beruhigt ihn. Auch sie scheint eine ziemlich schräge Person zu sein. Sie ist vierzig und verhält sich, als wäre sie zwanzig. Sie soll eine Lesbe sein. Ihre Schwägerin erzählt den Nachbarn fürchterliche Dinge über sie. Der größte Vorwurf ist, dass sie faul sei. Sie lese die ganzen Tage.

Sie liest nur.

* * *

(Sanjica Lacković: „Enger Kreis“, Tagebuch)

21. 3. 1994.

Ich werde den Schweinestall zum Wohnen einrichten. Meine Phantasien entflammen, wenn ich mit dem Fahrrad in die Stadt fahre. Das Fahrrad stelle ich weit weg von der Schule ab. Ich spüre mich selbst anders, wenn ich durch meine Schritte die Schönheit der Stadt aufnehme. Merkwürdig ist diese Schönheit. Provinziell, aber charmant. Ruft Behaglichkeit hervor, beruhigt. Jeder dieser Schritte ist mir wichtig.

Ich habe schon alles geplant, erzähle ich meiner Alten am Abend, wenn wir ins Bett gingen. Es würde nicht zu aufwendig sein. Ein Teil der Wand müsse für die Fenstereröffnung durchbohrt, der Innenraum gemörtelt und geweißt werden. Der Alte würde sich um die Installationen kümmern. Sie würden keine Kosten auf sich nehmen müssen. Ich werde den Kredit aufnehmen und alles alleine abzahlen. Ich habe genaue Vorstellung, wie ich den Raum einrichten würde. Einfach, minimalistisch. Auf einer Seite die Bücherreale, auf der anderen Seite das Bett. Und noch ein Sessel und die Lampe. Leselampe. Wir können uns nicht mehr so viele auf einem so engen Raum drängen.

Meine Schwägerin sagt, ich sollte den Schweinestall in Ruhe lassen. Die Zeiten sind gekommen, wenn wir vielleicht wieder die Schweine füttern müssen, falls wir essen wollen. Sie ist auf dem Dorf aufgewachsen. Die Nutztiere haben für sie einen

sentimentalen tröstenden Wert. Dann fühlt sie sich mehr heimisch. Wie auf dem Lande. Ana ist eine hochgeschossene, kräftige Frau, kleinlich und wortkarg. Sie hat Angst vor Menschen. Für jeden denkt sie sich etwas Hässliches aus.

Ich fühle dieselbe Wut, dieselbe Ohnmacht, die ich mit fünfzehn fühlte. Ich will kein Schwein in meinem Hof! Das ist Stadt! Wieso versteht ihr das nicht? Niemand hält mehr zuhause Schweine und Hühner! Kein Mensch! Meine verstorbene Oma Marica ließ sich damals, als ich fünfzehn war, davon nicht überzeugen. „So, wir werden etwa Fleisch kaufen und all die Nahrungsreste wegwerfen!“ Es war gerade die Oma, die aus dem Plastikkübel jeden Tag den Schweinen den Fraß in den Betontrug einschüttete „Ah, hätte ich damals, als wir hierhergezogen sind, eine Arbeit aufgenommen, mindestens als Putzfrau... irgendwo... jetzt hätte ich eine eigene Pension, und nicht so – wie eine arme Sau! Alle haben einen Job gefunden. Und wer hätte auf euch aufgepasst, wenn auch ich hätte arbeiten müssen? Jetzt hab’ ich es! Bin völlig mittellos geblieben!“

23. 3. 1994.

Oma Marica. Sie trägt blumige Kittelschürzen. Unbekannte Männer besuchen sie oft. Sie schenkt ihnen Cognac ein. Über der Küchentür ist das Porträt von Marschall Tito in Uniform. Auf der Tür ist der Aufkleber mit dem kleinen Jesus in der Krippe. Darunter stehen mit Kreide geschrieben Buchstaben M+G+B. An der Küchenwand ist der Kalender mit dem neuesten Busmodell. Ein glückliches und erfolgreiches Jahr 1961 wünscht Ihnen Sozialistische Arbeitsorganisation Bustransporte. Oma Marica ist durch die Busfahrer fasziniert. Das sind echte Herren! So glaubt Oma Marica, beeindruckt durch ihre weißen Hemden, Krawatten und blaue Wollwesten. Sie riechen nach Parfümwasser und sind frisch rasiert. Sie bringt mich oft zum Busbahnhof. Wir sitzen auf den vorderen Sitzen und fahren eine Runde durch die Stadt. Oma Marica unterhält sich mit dem Fahrer, der ihr den Kalender schenkte. Nach der Fahrt, im Bahnhofskneipe trinke ich den Obstsaft. Oma Marica macht mit dem Fahrer einen kurzen Spaziergang. Erschrocken sitze ich in einer Ecke der Kneipe und warte auf die beiden. Auf der Heimkehr verbietet sie mir strengst, jemandem zu sagen, wo wir waren. Wenn Oma Marica imstande wäre, mich zu segnen, würde sie mir eine Arbeitsstelle und einen Fahrer zum Mann wünschen.

24. 3. 1994.

Wenn der Opa seinen Lohn nach Hause bringt, schiebt ihn Oma Marica unter den Haufen gebügelter und ordentlich aufgestapelter Bettlaken auf dem obersten Brett im Schrank. Jedem von uns steckt sie geheim einen Schein zu. Der Großvater ist ein Schwarzer. Seine Haut ist purpurrot und braun. Im Sommer peilt sich seine Haut ab, und stellenweise ist sie von angeschwollenen, violett-roten Flecken bedeckt. Meistens auf der Glatze. Opa ist Straßenarbeiter. Er steht früh am Morgen auf und bis zum späten Abend zerstreut er den heißen Asphalt auf der Straße. Jeden Abend kehrt er auf seinem schwarzen Fahrrad auf dem schmalen Wiesenpfad heim. Wenn der Opa das Fahrrad in den Keller bringt, fällt er oft die Treppen hinunter, weil er oft betrunken ist. In seinem Schilfkorb trägt er am Rücken viele Plastiktüten mit Milch. Die Straßenarbeiter müssen viel Milch trinken. Das ist Gegengift gegen die Asphaltausdunstungen. Mein Opa trinkt keine Milch. Oma Marica sagt: Du würdest auch Spirit trinken. Aber der Opa bewahrt die Milch für uns auf. Die Milch ist ranzig, wenn er sie nach Hause bringt, weil sie den ganzen Tag in der Sonne steht. Deswegen können wir die Milch nicht trinken und Oma Marica macht aus ihr den Käse. In der Speisekammer tröpfeln die in Mulltüchern eingewickelten Käsen. Die Nachbarin, die zusammen mit Oma Marica die Zukunft im Kaffeesatz liest (jeden Tag außer dienstags – dienstags kann man die Zukunft nicht vorhersagen) prahlt damit, dass ihr Mann nie das Vorspiel vergessen hat. Darauf antwortet Oma Marica: „Ah, würde es dieser Meine machen!“ Sie schmückt ihn noch mit den Wörtern wie: Alter und Schimmeliger. Der Mann der Nachbarin arbeite im Büro. Er trinkt selten. Wenn er mit den Freunden trinkt, dann singt er gerne, für unseren Geschmack ziemlich raffinierte Schlager. Oma Marica beneidet die Nachbarin um ihren Mann.

25. 3. 1994.

Ana sagt, ich soll den Schweinestall in Ruhe lassen. Seitdem ihr in der Schuhfabrik gekündigt wurde, klebt sie zuhause die Geschenkbeutel zusammen. Zwanzig Lipa

pro Beutel. Die Küche ist voller Buntpapier. Es stinkt nach Klebstoff. Die Alte hilft ihr. Das verdiente Geld will die Alte nicht nehmen, daher zählt sie ihre Beutel nicht getrennt. Dieses Geld sei für die Kinder. Anna soll ihnen etwas kaufen. Für die Schule. Auch meiner Alten ist wie dem überzähligen Personal in der Textilfabrik gekündigt worden. Die beiden arbeiten schnell und geschickt – langjährige Arbeit an den Maschinen.

Ana hasst mich, weil ich nach dem Unterricht keine Beutel mit ihnen zusammenklebe. „Und du hättest schön verdienen können!“ sagt sie von oben herab. Wenn ich nicht da bin, nennt sie mich Madam. Manchmal auch gnädige Frau. Wenn ich zu Hause bin, redet sie mich nicht an. Sie unterhält sich selten mit mir. Nicht deswegen, weil sie sich über mich ärgert, sondern weil wir uns nichts zu sagen haben. Mindestens nicht auf die einzige Art und Weise, wie wir uns unterhalten können – unaufrichtig. Was für ein Schwein? Welches Schwein? Auch wir haben das Mitspracherecht in diesem Haushalt! Jedes Mal, wenn vor Anna der Ausbau des Schweinestalls erwähnt wird, verdreht sie die Augen und läuft nervös auf-und ab. Die Angst vor dem Unbekannten. Was für eine Angst!

28. 3. 1994.

Im Haus läuft der Fernseher die ganze Zeit. Noch seit dem Krieg leben wir in der Überzeugung, dass im Fernseher etwas Wichtiges kundgegeben wird. Damals bangten wird darum, ob in Nachrichten die „Frontlinie bei Pakrac,, erwähnt wird. Dort hat Dražen fast zwei Jahre verbracht. Wir saßen am Küchentisch vor einem kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher und wärmten uns. In der Küche ist der Holzofen. Dražen ist jetzt im Ruhestand wegen der posttraumatischen Belastungsstörung. Der Arbeit beraubt werden – was für ein fürchterliches Schicksal für einen Siebenundvierzigjährigen! „Gänse, dumme Gänse, schert euch zum Teufel!“ schreit er und denkt dabei nicht an das Geflügel auf dem Hoff, sondern an uns – Frauen. Er ist der einzige Mann im Haus. Als er von der Front zurückkam, ekelte es ihm so vor unserer Distanz, dass er oft völlig grundlos uns angeschrien hat. Manchmal wegen der Dinge, die vor einigen Jahren – sogar Jahrzehnten – geschehen sind. Spät am

Abend, wenn alle ins Bett gegangen sind, pflegte er die Lautstärke des Fernsehens sehr laut einzustellen und auf einer Videokassette aufgenommene patriotische Vidospots zu sehen. Ana, die sich durch diese Wahnsinnsausbrüche nicht beeindrucken ließ, kam auf ihn zu, schüttelte ihn und redete auf ihn ein: „Hör doch auf! Magst du schon wieder ins Krankenhaus?“ Sie war größer und stärker als er. Darauf ist er verärgert aus dem Haus herausgeschossen, in den Schweinstall gegangen, hat Fischstäbe und Kübel genommen und ins Auto gestiegen. Im Hause hörten wir, wie er das Gaspedal durchtritt und wie die Räder auf der Makadam-Straße durchglitten. „Das ist die Macht der Gene“, hat die Alte besorgt gemurmelt und dachte dabei an den Alten, der das ganze Leben lang genauso aus dem Haus rannte, bis er eines Tages seiner Mutter aufs Dorf zurückging. Nur dass der Vater nicht im Krieg war. Er war einfach wütend. Auf alles. Und alle.

30. 3. 1994.

Als ich vierzehn bin, verfolgt mich der Schweinstall. Das Grunzen des unsichtbaren Schweines, durch das Echo der stillen Sommernächte gestärkt, ruft in mir das gespenstische Gefühl. Ich lebe in ständiger Unruhe. Das kann keiner verstehen, will keiner verstehen. Einer Nacht beschließe ich, das Schwein aus dem Schweinstall rauszulassen. Doch das Schwein will nicht weggehen. Mit ihren kleinen, blitzenden Augen glotzt sie mich in der Dunkelheit an. Seitdem ekelt es mir vor den Schweinen. Nur beim Gedanken an das Schwein gerate ich ins Zittern. Ihre feuchten Mäuler, die schmutzigen, gedrunghenen Körper sind mir ekelig, der Gestank aus dem Ziegelhäuschen auf dem Hof löst in mir Brechreiz aus. Ich beschließe, kein Schweinefleisch mehr zu essen. Die Alte stellt den Topf mit dicker Bohnensuppe und gekochten Schweinehäutchen auf den Tisch. Mein Magen erhebt sich. Ich mag das nicht essen. Der Alte, der an diesem Tag von der Arbeit schon sichtbar angetrunken zurückkehrte, sagt mit dem völlig entstellten Gesicht und sarkastisch: „Magst du es nicht? Magst du es nicht? Ab jetzt werden speziell für dich die Vogelzungen aus Paris bestellt.“ Er schiebt noch einige Löffel Suppe in seinen Mund und vor Wut zitternd fasst mich dann gegen Haaren. Er steckt meinen Kopf in den Teller mit Bohnensuppe. „Lauter Herrschaften! Verfluchte Huren!“ fügt er hinzu, während er seine schwarzen Arbeiterschuhe anzieht. Dann, auf völlig dieselbe Art und Weise, wie das sein Sohn ein Viertel Jahrhundert später macht, steigt er ins Auto

und rast davon. Aber ich habe meine Bücher. Und das reicht, damit das Leben etwas anders wird. Das reicht, damit der Schweinestall und alle um ihn herum nur eine Randerscheinung meiner echten Wirklichkeit sind.

1. 4. 1994.

Ich liege mit der Alten im Bett. Ich träume vom Schweinestall. Er wird meine kleine Oase sein. Was für eine Ironie! Das Symbol der Welt, gegen die ich mich die ganze Kindheit wehre, wird jetzt zum Raum meiner Freiheit. Ja, vielleicht hätte ich nicht nach Hause zurückkehren dürfen. In diesem Moment besitze ich außer der Nostalgie nichts anders. Meine Seele ist leer. Das einzige, was ich anbieten kann, ist anwesend zu sein. Wegen jemandem wie ich. Wegen einem Kind, dem ein Schweinestall mitten seiner Seele aufgebaut wurde. Ich liebe meinen Job! Wegen meinem Job bleibe ich hier! Er ist Grund, weswegen ich lebe! Ist das erst die wiederholte Tat der Rettung des Schweines aus dem Schweinestall? Ich liege mit der Alten im Bett und träume vom Schweinestall.

5. 4. 1994.

Die Toten sind ruhig in der letzten Zeit. Ich höre sie nachts. Als wären sie in eine Routine gefallen. Die Oma Marica schreit den Opa selten an. Sie liegen im Bett und hören das Radio. Ich sehe sie nicht durch die Wand, aber ich fühle, wie sie Ana gegenüber liegen – mit Anas Füßen direkt neben ihren Köpfen und umgekehrt. Die Liebhaber ächzen nicht mehr so laut und leidenschaftlich. Man hört sie, aber nur zeitweise durch ihr Kichern. Sie verstecken ihr schamloses Geheimnis. Nur vom Dachboden hört man das fröhliche Akkordeonspiel. Dragan hört kaum auf, zu spielen. Dank seinem Spielen habe ich gelernt zu singen. Man könnte sogar sagen, dass er in seinem Spielen Fortschritte machte. Seine Technik wird immer besser. Sein Repertoire wiegt einen in den Schlaf ein. Und bringt uns manchmal zum Lachen. Dragan ist mein erster Toter. Ich war sieben, als ich zum ersten Mal seine Stimme hörte. Eigentlich erinnere ich mich nicht seiner als lebendig. Ich war vier, als er sich umbrachte. Ich erinnere mich nur der wahnsinnigen Frauenschritte, Panik,

Schreie, Wegräumung. Er war Mann meiner Tante. Als wir in die Stadt umgezogen sind, bald ist die Tante mit meiner Cousine Slađana nachgekommen. Slađana ist zwei Jahre älter als ich. Die Tante und Slađana sind vom Land geflohen, nachdem Dragan die beiden mit einer Axt aus dem Hause wegjagte und alle Türen zerschlug. Er war junger Mann, aber der Alkohol hat ihn schon damals so entstellt, dass er das Aussehen eines kranken und verfallenen Alten hatte. Er arbeitet im Schlachthaus. Vor der Arbeit, in der Kneipe auf der anderen Strađenseite, kippen die Männer die Cognacs und Bier hinunter. So beginnt ihr Tag. Dragan kam zu uns, weil er der Tante und der Tochter Slađana nachkam. Eine Zeit lang wohnte er in unserem Haus. Die Oma liebte ihn, weil er das Akkordeon spielte. Außerdem war er ein schöner Mann. Nach ungefähr einem Monat verstand Dragan, dass die Tante nicht aufs Land zurückkommen will. Sie beschloss, sich scheiden zu lassen. Seit immer war klar, dass Dragan nie aufhören wird, zu trinken. Weinend kniet Dragan vor der Tante. Der Alte und der Großvater heben ihn vom Boden hoch. An demselben Tag erhängte er sich an einem Dachbodenbalken.

* * *

Auf dem Dorffriedhof gibt es keine Leichenhalle. Die Toten liegen im Hause auch zwei Tage lang. Die Hütte ohne Fassade. Der geöffnete Sarg in einer Kammer voller Kissen. Ich halte die Oma Marica an der Hand. In diesem Moment ziehen die Frauen das Tuch vom Kopf des Toten. Das angeschwollene graue Gesicht mit violetter Hals sieht wie eine Wachpuppe aus, die Dragan ähnelt. Oma zieht mich schnell aus dem Zimmer heraus. Meine Alte schreit sie an. Der Alte trägt mich auf seinen Schultern zum Friedhof. Er ist ungewöhnlich zärtlich. Vor dem Sarg schreitet die Feuerwehrblechmusik. Die Trommel ist tief wie ein Abgrund. Die weinende Mutter schreitet hinter dem Sarg und schreit.

* * *

Vom Dachboden kommen die traurigen Schreie. Ich wage es nicht, die Tür aufzumachen. Wenn ich Slađana fragen würde, ob sie die Schreie hört, würde sie

sagen, sie höre nichts. Die Klänge werden immer deutlicher. Die männliche Stimme ruft um Hilfe: „Geben sie mir etwas zum Trinken! Ich brauche den Fusel! Den Schnaps brauche ich!“ Seine immer lauterem Bitten verwandeln sich allmählich in gewaltsame Befehle. Ich kann diese Schreie nicht mehr hören. „Geben sie mir den Fusel!“ Aus der Speisekammer nehme ich eine Korbflasche mit Wein, mache die Dachbodentür auf, stelle die Flasche auf die erste Treppe und fliehe weg. Sobald ich die Tür geschlossen habe, ist die Stimme verklungen. Bald danach hört man das Akkordeonspiel. Wenn Akkordeon aufhört zu spielen, herrscht die Stille. Dragan ist, nehme ich an, eingeschlafen. „Wer bringt die Korbflasche mit Wein auf den Dachboden?“ fragt der Alte. Keiner von uns antwortet. Einmal hat mich der Vater aber angetroffen, wie ich aus der Speisekammer die große Korbflasche nehme. Er hat sie aus meinen Händen gerissen und geflucht: „Verflucht noch mal“, mach das noch einmal, und ich reiße dir den Kopf ab!“ er schüttelt mich und fügt hinzu: „Klar?“ Dann verpasst er mir eine Ohrfeige. Seitdem schenke ich den Wein ins Glas und bringe es in den Schrank auf dem Dachboden. Ich nippe immer mindestens einen Schluck davon. Dragan scheint zufrieden zu sein. Wir sind zu viele in diesem Haus. Wir alle. Alle sie. Es wird unerträglich. Und deswegen träume ich, während ich in dem Bett mit meiner Alten liege, von dem Schweinestall.

10. 4. 1994.

In unserem Haus waren außer der Schulbücher noch zwei Bücher: eine dicke rote Monographie voller Fotos vom Genossen Tito und noch eines – sogenanntes „Buch der Traumdeutung“. Auf dem Umschlag stand geschrieben „Hundertjähriges Kalender“. Das war eine Sammlung verschiedener okkulten Kenntnisse. Oma Marica nannte es Traumdeutungsbuch, weil in einem Teil des Buches die Träume gedeutet werden. Slađana und ich blättern ständig in diesem Buch. Es ist voller schöner Graphiken, die die Sternzeichen, Götter und altertümliche Symbole darstellen. Im Buchstabenverzeichnis am Ende des Buches steht unter dem Buchstaben T das Bild des Teufels mit einem hässlichen Glatzkopf und Hörnern, zynischem Gesichtsausdruck, dem Gesicht von Warzen bedeckt und mit der Schlangenzunge im Mund. Einmal droht mir die Nachbarin, dass meine Mutter in die Hölle gelangt, wenn ich mich auf dem Stuhl schaukele. Der Schaden ist irreparabel. Ich habe die

Mutter in die Hölle geschickt. Meine einzige Hoffnung ist, dass wir beide nie sterben werden. Vor den Augen habe ich das Bild des Teufels – des Teufels, der meine Mutter ewig den Höllenqualen unterziehen wird. Es ist der 29. November 1961. Ein feierlicher Tag. Ich werde in die Pionierorganisation aufgenommen. Ich wiederhole im Kopf das Lied, das wir während der Veranstaltung singen werden: „Wir marschieren stolz der gehobenen Stirn, denn ein großes Fest zu unserer Ehre feiern wir...“ Doch, das alles trennt mich nicht vom Gedanken an den Tod, die Hölle, die Ewigkeit. Slađana liest im Buch der Traumdeutung etwas über mein Sternzeichen. Mars, Venus, Merkur, Saturn, höre ich die Wörter, aber kann ihre Bedeutung nicht verbinden. „Dein Mann muss die Waage oder der Zwilling sein“, sagt sie. Auf dem Herd kocht das Wasser im großen Topf. Die Männer trinken Schnaps auf dem Hof. Auch Dražen bekommt das Messer in die Hände gesteckt. Er ist zwölf. Er lacht. Der Metzger steckt ihm das große Messer in die Hand. Aus dem Schweinestall ziehen vier Männer das quietschende Schwein heraus. Auch Dražen quietscht: „Mach schon! Mach schon!“ Mit großer Mühe halten die Männer die riesige Sau von hundert zwanzig Kilo. Dražen nähert sich schüchtern dem Schwein und steckt ihm das Messer in den Hals. Unter dem Hals ist ein Kübel untergesetzt. In ihn fließt das Blut für die Blutwürste. Dražen zieht das Messer aus dem Hals heraus, wirft es auf den Boden und flieht weg. Er schluchzt, sein Weinen übertönt das Quietschen des Schweines. „Schnell! Du musst es noch einmal picken!“ Der Metzger greift schnell nach dem Messer und rammt es in den Hals des Schweines ein. Das Schwein ist endlich tot. Dražen bekommt noch einen Schnaps. Die Männer lachen. Sie lachen seine Ängstlichkeit aus. Am Tag, als ich Pionier geworden bin, ist mein Bruder Mann geworden. Dreißig Jahre später Dražen ist schon sehr gut im Schlachten. Neben seinem Schusterhandwerk, schlachtet er „in den Haushalten“, wie man das witzig sagt. Bei uns gibt es immer Fleisch, Würste, Schmalz mit Speck, Blutwürste. Dražen wird für seine Dienstleistungen nie bezahlt. Er ist ein redlicher Mensch.

11. 4. 1994.

Im Hause läuft der Fernseher die ganze Zeit. Dražen's Töchter sitzen ständig vor der Glotze. Von ihrer Mutter haben sie Unersättlichkeit, Kleinlichkeit und Heimtücke geerbt. Am liebsten sehen sie sich die mexikanischen Seifenopern an. Auch diejenige amerikanische, die „Santa Barbara“ heißt. „Unsere Tante ist Lesbe“, sagen

die Mädchen.“ Die Lesben kriegen AIDS. Das ist eine Krankheit, die in dein Blut reinkommt und wenn sie bis zum Herz gelangt ist, stirbst du.“ Auch das hat ihnen das TV Programm beigebracht. Als Dražen aus dem Krieg zurückkam, erzählte er uns die Geschichte über einen Tschetnik, der monatelang über Funk wollüstig, bis in Details, die Liquidationen der gefangenen kroatischen Soldaten beschrieb. Er erzählte, wie ihnen die Augen herausrissen und die Zungen abgeschnitten wurden, da sind allerei Sachen passiert... Als sie ihn geschnappt haben und sich davon überzeugten, dass er tatsächlich all dies begangen hat, worüber er redete, haben sie ihn an eine Hacke wie ein totes Schwein gehängt. „Jetzt zeigen wir dir, Vaso!“ Mit der Motorsäge haben sie ihm die Hände und Beine abgesägt. Dražen sagt, dass der Tschetnik wie ein altes Weib quietschte. Diese Geschichte hat er so feierlich und voller Stolz erzählt, dass auch wir von einer ungewöhnlichen Freude ergriffen wurden, dass die Gerechtigkeit jedoch verschaffen und diesem Ungeheuer am Ende mit gleicher Münze heimgezahlt wurde. Ana kommt aus der Schule zurück. Zieht der älteren Tochter die Ohren lang, die glotzt. Sie haut ihr ein paar runter, dann schlägt auf sie ein. „Was für unsinniges Zeug hast du in der Schule geredet? Magst du den Papa ins Gefängnis stecken?!“ Ana schäumt vor Wut, schüttelt das Kind am ganzen Körper. „Was habe ich denn gesagt? Was habe ich gesagt?“ „Dass der Papa dem bösen Tschetnik die Arme und Beine abgesägt hat.“ „Aber... hat er das nicht gemacht?“ „Darüber wird nicht geredet, du doofe Kuh! Darüber redet man nicht! Ab ins Bett, sofort, ohne das Abendessen!“ Das Kind flieht wütend in sein Zimmer. Die Alte bringt ihr heimlich Brötchen. Ich denke oft darüber nach, in wieviel Häusern in der Nähe von unserem solche Geheimnisse begraben werden. Ich liege im Bett und träume vom Schweinestall. Verwandeln wir die Schweineställe in die Bibliotheken! Ana sagt, ich soll an dem Schweinestall nicht rütteln. Man weiß nie! Schwere Zeiten stehen uns bevor. Doch, solange die Schweineställe nicht zur Bibliotheken werden, sollen dort die Fischstäbe der ausgerasteten Kriegsveteranen abgestellt stehen. Mindestens dann sind sie von Nutzen. Aber ich verliere nicht die Hoffnung. Ich liege im Bett und träume von meinem Schweinestall.

